

# Gottfried Keller und Johann Peter Hebel

Autor(en): **Muschg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **20 (1940-1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158787>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Gottfried Keller und Johann Peter Hebel.

Von Walter Muschg.

Es geschieht nicht alle Tage, daß einem unserer bedeutenden Schweizer Dichter eine kultiviert geschriebene, schön gedruckte und bebilderte Biographie gewidmet wird, die sich glücklich von wissenschaftlichem Ballast wie von billiger Popularität freihält und schon in ihrer äußeren Gestalt zu erkennen gibt, daß sie von einem gewählten größeren Publikum gelesen sein will. Es wäre gut, wenn unsere einheimischen Verleger sich noch stärker der Verpflichtungen und Möglichkeiten bewußt würden, die für sie auf dem Feld der nationalen Biographie bestehen. Es war der Insel-Verlag in Leipzig, der auf Gottfried Kellers fünfzigstes Todesjahr eine so erfreulich beschaffene Biographie des Zürcher Meisters herausbrachte. Daß er sich dabei an einen schweizerischen Verfasser hielt, der das wünschenswerte Fingerspitzengefühl für die Intimitäten des Gegenstandes mitbrachte, macht das Faktum noch erfreulicher<sup>1)</sup>.

Erwin Ackerknecht, ein als Leiter der dortigen Volksbibliotheken in Stettin lebender Schweizer, hat sich seiner schönen Aufgabe mit einem Geschmaç und sicheren literarischen Können entledigt, die ihm alle Ehre machen. Da er nur eine darstellende, nicht eine forschende Leistung bieten will, verwertet er natürlich im Wesentlichen die bisherige Kellerviteratur, die ja hauptsächlich von Schweizern herrührt. Nur mit seiner schriftstellerischen Gewandtheit geht er zum Teil eigene Wege. Zu rühmen ist vor allem sein feiner Sinn für das Psychologische und für die Anekdote, der es mit sich bringt, daß alle menschlichen Beziehungen in Kellers Dasein farbig und geistvoll erfaßt hervortreten. Um sie möglichst plastisch zu gestalten, hat Ackerknecht die Briefe sehr reichlich und mit sichtlicher Kenntnis ihrer entlegeneren Reize herangezogen, für die späteren Lebensabschnitte auch die persönlichen Erinnerungen derer, die Keller nahestanden, sodaß zwischen den Worten des Biographen immer wieder die originale Substanz dieses eigenwüchsigen Lebens hindurchschimmert.

Dem kundigen Leser bringt allerdings gerade dieses ausgiebige Mitsprechen von Kellers eigener Stimme auch die Grenzen von Ackerknechts Darstellung zum Bewußtsein, und sie sollen nach dem gerne gespendeten Lob nicht verschwiegen werden. Das Buch bewegt sich im Ganzen, trotz seiner gepflegten Sprache, durchaus in den Geleisen der herkömmlichen Betrachtung. Es zieht in Kellers Leben und Antlitz keine neuen Linien, ob schon dies nachgerade wohl möglich und sogar notwendig wäre. Es ruht ohne Zweifel in Kellers Gestalt eine Tiefe der verborgenen visionären Versenkung, aber auch ein Schicksalsdunkel, die noch kaum ganz ent-

<sup>1)</sup> Erwin Ackerknecht: Gottfried Keller, Geschichte seines Lebens. Mit 16 Bildtafeln. Insel-Verlag, Leipzig 1939.

hüllt worden sind. Von der erschütternden Tragik dieses Lebens zwischen Künstlertum und Bürgertum wie von dem heimlichen Bruch in Kellers Entwicklung, die beide aus vielen der zitierten Briefstellen deutlich genug sichtbar werden und übrigens Keller erst unter die wahrhaft großen Repräsentanten seines Zeitalters einreihen, ist in das neue Lebensbild so gut wie nichts übergegangen. Bezeichnend ist schon, wie es die Kindheit Kellers allzu einfach mit den Schilderungen im „Grünen Heinrich“ gleichsetzt, sodaß sich der tiefe, schöpferische Widerspruch zwischen Dichtung und Wirklichkeit zum vornherein verwischen muß. In dieselbe Richtung weist die Tatsache, daß sowohl Kellers Jugendhrik wie seine revolutionäre Exaltation in den vierziger Jahren nur sehr blaß zur Geltung kommen, dafür aber die Trinkgeschichten aus der Spätzeit noch einmal recht ausgiebig erzählt werden. So ist denn auch das Problem von Kellers Malerlaufbahn bei weitem nicht durchschaut worden. Und so ist es auch unwahr, daß „die Alternative romantisch=realistisch in Beziehung auf Kellers Schaffen unfruchtbar“ sei — sie ist tatsächlich die Kardinalfrage, um die sich, allerdings in sehr persönlicher Abwandlung, sein ganzes Schaffen und Denken dreht. Oder was soll man dazu sagen, daß ein Biograph Kellers sich — freilich nicht als Erster — mit einigen sinnigen Worten über die Tatsache hinwegsetzt, daß Kellers Briefwechsel mit seiner späten Verlobten Luise Scheidegger, die seinetwegen ins Wasser ging, von den Verwaltern des Kellerschen Nachlasses mit Zustimmung und in Gegenwart des Testamentvollstreckers verbrannt wurde. So wäre noch mancher Stein zu nennen, der nicht gehoben, sondern an seinem Ort gelassen wurde; auch die Freundschaft mit Storm gehört hieher, die Ackerknecht gleichfalls zu harmlos zeichnet. Anderes, z. B. die Rolle Follens bei der Herausgabe der Jugendgedichte, ist sachlich nicht ganz zutreffend gesehen. Daß in der Darstellung von Kellers außenpolitischen Stellungnahmen eine gewisse Einseitigkeit obwaltet, sei nur nebenher erwähnt.

Alle diese Einwände können die Freude über das Vorhandensein des Buches nicht wesentlich beeinträchtigen. Es war aber nötig, die Lücken zu bezeichnen, die es offen läßt, weil auch in der Schweiz eine junge Literaturforschung existiert, die sehr wohl weiß, wo die Umwertung der Werte einzusetzen hat, von der auf dem deutschen Literaturmarkt heute so viel die Rede ist.

Die schöne Auswahl aus Kellers Briefen, die Carl Helbling unlängst herausgegeben hat<sup>2)</sup>, weckt diese Vorbehalte schon deshalb nicht, weil sie es darauf abgesehen hat, Persönlichkeit und Dichtertum Kellers in Originaldokumenten sprechen zu lassen. Es ist nicht die erste ihrer Art; eine besonders reichhaltige und wohlfeile Auslese, die Max Nußberger vor bald anderthalb Jahrzehnten erscheinen ließ, darf bei dieser Gelegenheit

<sup>2)</sup> Briefe Gottfried Kellers, herausgegeben von Carl Helbling. Verlag Frey & Wasmuth AG., Zürich 1940.

wieder in Erinnerung gerufen werden<sup>3)</sup>). Auch eine Briefauswahl kann allerdings aus engem und weitem Geist getroffen werden. Die Einleitung, die Helbling seinem gut ausgestatteten Bändchen vorangestellt hat, wird mit dem Reichtum ihrer Gesichtspunkte jedem Leser sofort das Vertrauen geben, daß dieser Bearbeiter das Ganze im Auge hat und im Labyrinth der Kellerschen Briefphantasie nichts Wichtiges übersieht. Die einzelnen Stücke sind von ihm offenbar auf der Goldwage gegeneinander abgewogen worden, bis eine Sammlung des Allerschönsten beisammen war. Er zeigt den öffentlichen und den privaten Menschen Keller mit all seinen bezeichnenden Mienenspielen. Er kennt den Zusammenhang der Briefe mit den im Verborgenen reisenden dichterischen Entwürfen, und er weiß — wie selten ist das! — auch Kellers Schweigen als Brieffschreiber zu würdigen und in Rechnung zu stellen. Die Bornehmheit, in der er den gemeinsamen Grundzug von Kellers unvergleichlichen Briefen sieht, hat er selbst geübt, indem er als Schlußstück jenes unscheinbare Schreiben an Jacques von Planta wählte, in dem der hochbetagte Dichter kurz vor dem Tod eine verjährte Geldschuld beglich. Aus den Briefen an Freiligrath ist der vom 5. Februar 1847 herangezogen, der sich unter anderm großartig mit der Asylfrage auseinandersetzt. Und so geht es fort: überall dieselbe Sorgfalt und Kennerchaft. Der Anhang, der in knappen Abschnitten die Personen der Briefempfänger charakterisiert, ist von der Kritik mit Recht als eine besonders fein geglückte Beigabe gerühmt worden.

Vom Briefkünstler Keller ist es nur ein Schritt zu einem andern Meister des deutschen Briefes, der in diesen Tagen zum erstenmal in seiner vollen Originalität sichtbar gemacht worden ist: zu Johann Peter Hebel<sup>4)</sup>). Mit der ersten Gesamtausgabe seiner Briefe ist der weitverstreuten, stillen Hebel-Gemeinde, nach Wilhelm Altweggs schöner Biographie, innert kurzer Zeit das zweite lang erhoffte Geschenk gemacht worden. Es ist nicht schwer, vor diesem starken Band den Propheten zu spielen: er wird in den Bestand des unverwelklichen Schrifttums eingehen, dem Kellers Briefe schon angehören. Was der Brieffschreiber Hebel ist, wußte man zwar bereits, denn das Meiste und Schönste von seiner Korrespondenz, die Schreiben an den Jugendfreund Hügig, an die Jugendliebte Gustave Fecht, an die Straßburger Familien Haufe und Schneegans, an die Freunde Müßlin und Gmelin und einige Andere des heimatischen Kreises sind in Einzelpublikationen schon früher schrittweise zugänglich gemacht worden, wenn auch zum Teil an entlegener Stelle. Die sorgfältige Sammlung, Bearbeitung und Ergänzung dieses Stoffes hat ihn aber doch erst richtig überschaubar gemacht. Sie lag in den Händen des verdienten Hebelforschers Wilhelm Zentner, dem wir schon die Ver-

<sup>3)</sup> Kellers Briefe, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Nußberger. Bibliographisches Institut Leipzig, o. J.

<sup>4)</sup> Johann Peter Hebels Briefe, Gesamtausgabe. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1939.

öffentlichung der Briefe an Gustave und eine ausgezeichnete Hebelausgabe verdanken. Er hat auch diesmal wieder vorbildliche Arbeit geleistet, in der die beste Überlieferung der alten philologischen Schule — Liebe zum Dichtervort, selbstlose Hingabe an die Quellen, rastloses Forschen im Dienst eines zeitlosen Zieles — noch einmal aufs schönste ihr Recht behauptet. Das Buch enthält auf 800 Seiten 565 Briefe, darunter etwa fünfzig ungedruckte. Das Glanzstück dieser letztern bilden die zum erstenmal publizierten Schreiben an die gefeierte Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz, welches durchreisende Meteor den bald fünfzigjährigen Karlsruher Gymnasialrektor Hebel in eine so seltsame Herzensunruhe versetzte. Auch Zentner hat dem Leser die Lektüre mit einer guten Beschreibung der menschlichen Verhältnisse und Persönlichkeiten erleichtert, die den Hintergrund von Hebels privater Schreibseligkeit bilden. Die fast 100 Seiten umfassenden Anmerkungen dürfen überdies als ein wahres Schatzkästlein der Hebelkunde und zugleich der badischen Heimatforschung angesprochen werden; mit ihnen hat sich der Herausgeber in aller Bescheidenheit selber das schönste Denkmal gesetzt.

Wie nahe liegt es, diesen Brieffchatz mit dem aus Kellers Nachlaß zu vergleichen! Nicht um den einen gegen den andern auszuspielen, sondern um zwei verwandte Geister in ihrer Eigenart noch klarer zu verstehen. Auch Hebel hat seine schönsten Briefe an Frauen geschrieben, namentlich die heiter scherzenden an die mütterliche Sophie Hauße und die Schreiben an Gustave Fecht mit ihrem herrlich warmen, wunderbar zarten und oft genug verborgen-zärtlichen Geplauder. Das Kleinod ist nach wie vor dieser von der Jugend bis ins Alter reichende Briefwechsel mit Gustave. Er bildet ein Gegenstück zu Kellers Briefen an Marie von Frisch, nur daß Hebels Grüße auf den Goldfaden einer lebenslangen großen Liebe aufgereiht sind und das hohe Gesetz des Dichtertums, die Resignation, in unvergeßlicher Reinheit spiegeln. Des fernern gibt es bei ihm an Männer gerichtete Freundschaftsbriefe von einer Fülle und Innigkeit, wie sie bei Keller nicht gefunden werden. Das veranschaulicht auf andere Art denselben Unterschied: die bitterliche Einsamkeit, die Keller im Grund umgab, gegenüber der traulichen und getreulichen Versponnenheit in dauernde innere Verhältnisse, die Hebels geistige Welt ausmachten. Der Kreis seiner Briefempfänger besteht aus viel unansehnlicheren Personen und ist viel enger gezogen, aber er hängt organisch in sich zusammen und bildet eine festgefügte Welt. Er ist gleichsam das sichtbar gewordene, immer gegenwärtige Publikum des Erzählers, das dieser im Lauf der Jahre um sich scharte und das ihm das Gefühl der unlöslichen Verbundenheit mit den Menschen gab. In der Zeit der Druckerpressen hat ja der Dichter keine direkte Fühlung mehr mit seinen Zuhörern. Hier, bei Hebel, kann man an einem Beispiel studieren, mit welchen Gaben und Listen des Herzens er sich eine solche noch immer zu verschaffen weiß. Wie an Kellers Briefen liegt das Beglückendste der Hebelschen darin, daß ihr Verfasser noch imstande ist,

auf einem knappen Briefbogen seiner Dichterphantasie die Zügel schießen zu lassen und sein bestes Wissen und Können an ein vergängliches Stück Papier zu vergeuden (daß er sich dazu die Zeit nahm, ist schon weniger wunderbar, obschon uns sein Überfluß an Zeit wunderbar genug anmutet). Aber dieser Zug zur dichterischen Gestaltung lebt sich beim Älteren anders und offenbar noch viel unbekümmerter aus. Hebel improvisiert halbe oder ganze Briefe in Versen, und zwar oft in mundartlichen, sodaß man immer wieder mitten ins Zauberland der Alemannischen Gedichte versetzt wird und Einblick in die Art ihres Wachstums erhält. Auch Stücke in Mundartprosa kommen vor; die Ausgabe enthält zwei prächtige neue Nummern dieser Gattung. In das gleiche Kapitel gehören die famosen Episteln in Küchenlatein, die das geistliche Geschmäcklein als eine sehr unkellerische, dafür umso traditionsfattere Besonderheit Hebels spüren lassen. Dieser theologisch-humanistische Einschlag und die Neigung zum Versspiel rücken ihn dem dritten großen Briefkünstler des alemannischen Lebenskreises nahe: Jacob Burckhardt.

Über alle diese Eigenschaften des Brieffschreibers Hebel leuchtet aber das Licht seiner wunderbaren Güte und Heiterkeit, die Seele dieses seltenen Mannes, die sehr viel kindhafter ist als die Seele Kellers und sein eigentliches Talent auszumachen scheint, sodaß man glauben möchte, er werde dort, wo er nur sein reines Herz reden lasse, ganz von selber zum begnadeten Dichter. Man kann es jedenfalls mit Händen greifen, daß auch in seine heimwehsschweren Briefe oft unversehens die ganze Genialität seines dichterischen Schauens miteinfließt. Am schönsten vielleicht geschieht es in jenem frühen Schreiben an Gustave vom Februar 1792, wo ihm, dem nach Karlsruhe verpflanzten jungen Pfarrer, das sehnsüchtig gezeichnete Bild des heimatischen Wiesentals unter der Hand zu einer Landschaft des Jüngsten Gerichts gerät, in der schon die ganze Größe der Alemannischen Gedichte vorweggenommen ist.

Der Herausgeber dieses herrlichen Bandes hofft, daß er ein deutsches Haus- und Volksbuch wurde. Ein Anfang dazu ist damit gemacht worden, daß, wie man hört, ein beträchtlicher Teil der Auflage an die badische Schuljugend zur Verteilung kam. Die Freunde Johann Peter Hebels werden wohl gut tun, sich das Buch bald zu verschaffen. Aber selbst wenn es unerkannt in den Buchläden liegen bleiben sollte, wird es eine der besten literarischen Gaben bleiben, die man dieser Zeit einst nachzurühmen haben wird. Möge nach dem glücklichen Zustandekommen dieses langsam gewachsenen Werkes nun bald auch der vierte große Brieffschreiber in Erscheinung treten, der auf Schweizerboden noch der Auferstehung harret: **J e r e m i a s G o t t h e l f**.